Nr. 48. Mittwoch, den 26. Februar 1913. 27. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Karl Petersson in Hamburg.

Anzeigen die siebengespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰. Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. Rotenburgsort und Veddel bei Fr. Hübener, Lindleystr. 65. Wilhelmsburg bei H. Möller, Veringstr. 21, II. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. Ottensen, Bahrenfeld bei Franz Rose, Hohenesch 3, part.

Hierzu zwei Beilagen.

Die Balkankrise.

Der Kriegführung auf der Balkanhalbinsel merkt man wohl an, daß beide Teile keinen „Schneid“ mehr haben. Es fehlt vor allen Dingen an Geld und ohne solches läßt sich nun einmal kein Krieg führen. Darum tritt in diesem Augenblick wieder eine „Entspannung“ ein und man hofft, daß binnen kurzer Frist der Friede hergestellt sein werde. Niemand kann darüber mehr Freude empfinden als wir, wenn es wahr wird. Leider sind aber unsere skeptischen Empfindungen so stark, daß wir sie nicht unterdrücken können. Wir können vorläufig nicht glauben, daß die russische Diplomatie diese schöne Gelegenheit, weitere Verwirrrung zu stiften, ganz ungenutzt vorübergehen lassen wird. Gerade jetzt kann im Trüben gefischt werden und wir befürchten sehr, daß dicht vor dem Friedensschlusse neue „Fragen“ auftauchen werden, an die man bis jetzt weniger gedacht hat, die aber um so mehr geeignet sind, neue Schwierigkeiten aufzutürmen. Man denke nur daran, daß sich das Gespenst der Meerengenfrage wiederholt von Ferne gezeigt hat. Und ohne Beute wird sich die russische Diplomatie nicht wohl begnügen wollen, wenigstens nicht so leicht nach so viel unterirdischer Arbeit und nach einem Militäraufgebot, das beinahe einer Mobilisierung gleichkommt. Dazu kommt, daß England seine Macht in Aegypten verstärkt, während Italien soeben eine „schneidige“ Erklärung gegen die Bestrebungen der französischen Chauvinisten nach der Herrschaft im Mittelmeer erlassen hat. „Gleichgewicht im Mittelmeer — Gleichgewicht im Adriatischen Meer!“ Das klingt sehr schön, aber in diesen kritischen Tagen muß man befürchten, daß sich hier wieder etwas Bedenkliches anspinnt, während Deutschland und Frankreich so eifrig an der Rüstungsschraube drehen. Seit dem Ueberfall von Tripolis, der mit Rußlands Zustimmung geschah, um dem Angriff des Balkanbundes Vorschub zu leisten, hat die russische Wühlarbeit sich unabläßig gesteigert. Wird sie nun in dem Moment aufhören, da in Frankreich ein chauvinistischer Präsident seinen Sitz eingenommen hat?

Ein Vorspiel für weitere Verwicklungen ist bereits im Gange.

Nehmen wir einmal an, die soeben um sich greifende optimistische Auffassung wird verwirklicht; die Türkei verständige sich über die bulgarischen, serbischen, griechischen und montenegrinischen Ansprüche und die albanische Frage sei gelöst, so daß auch die russisch-österreichische Spannung nachläßt und namentlich Oesterreich die furchtbaren Lasten, welche die Aufstellung einer großen Armee nun schon seit Monaten ihm auferlegt, endlich sich ersparen kann. Aber schon taucht eine neue Frage auf, an die man bisher weniger gedacht hat — die Frage der Kriegsentschädigung.

Sie wird schon aufgeworfen, ehe die Türkei definitiv besiegt ist. Man kann ja annehmen, daß sie schließlich besiegt werden wird, wenn der Krieg in der bisherigen Weise fortdauert. Aber dann ist auch nicht ausgeschlossen, daß der Krieg auf weitere Gebiete überspringt und dann ist sein Ausgang gar nicht abzusehen.

Aber daß die Frage der Kriegsentschädigung jetzt schon aufgeworfen wird, halten wir für ein neues Manöver der russischen Diplomatie, das den Zweck verfolgt, die Türkei bis aufs äußerste zu demütigen und zu schwächen oder den Friedensschluß zu hintertreiben und durch die definitive Niederlage der Türkei zum gleichen Ziele zu gelangen. Es wäre albern, heute noch leugnen zu wollen, daß die Politik des Balkanbundes von der stets ihre Friedensliebe beteuernden russischen Regierung gemacht wird. Nun ist zunächst der bulgarische Finanzminister von Petersburg aus dahin informiert worden, daß er eine Kriegsentschädigung von der aufs äußerste erschöpften Türkei verlangen muß.

Das böse Beispiel hat allerdings seinerzeit Bismarck gegeben, welcher der französischen Republik für einen Krieg, bei dem er den Kaiser Napoleon III. zum Losschlagen gezwungen, zwei Provinzen abnahm und eine Kriegsentschädigung von 5000 Millionen Franken auferlegte. Der französischen Bourgeoisie, klein und groß, war dieses Opfer, das schließlich doch von der Gesamtheit des Volkes getragen werden mußte, eine schöne Gelegenheit, ihre Kapitalien in einer sicheren Rente von 4½ pZt. anzulegen. In neuerer Zeit hat man von solchen Auflagen abgesehen; das siegreiche Japan verlangte von Rußland keine Kriegsentschädigung und auch Italien hat bei dem Friedensschluß, der den tripolitanischen Krieg beendigte, keine solche gefordert. Bezeichnend ist es, daß gerade die russische Diplomatie nun zu einer solch harten Maßregel gegen die Türkei treibt, da man doch in Petersburg noch nicht vergessen haben kann, was die Zahlung einer Kriegsentschädigung an Japan für Rußland bedeutet hätte!

Gerade Bulgarien ist seinen finanziellen Verpflichtungen, die es im Berliner Vertrage von 1878 gegenüber der Türkei übernommen hatte, nicht nachgekommen. Das kümmert aber den bulgarischen Finanzminister gar nichts, denn er hat natürlich triftige Gründe für seine Forderung. Gründe, sagt ein Sprichwort, sind so billig wie Brombeeren. Die Gründe des bulgarischen Finanzministers sind noch bedeutend billiger. Denn er tut kund und zu wissen, Bulgarien müsse auf einer Kriegsentschädigung bestehen, weil die Verluste an Menschen, Vieh und Kriegsmaterial sowie das völlige Stocken der Geschäfte Bulgarien große Opfer auferlegten und eine große Krise herbeizuführen drohten. Die annektierten Provinzen seien entvölkert und verwüstet und bilden keine genügende Hilfsquelle, um neuen finanziellen Lasten standhalten zu können.

Daß die Türken selbst die annektierten Provinzen verwüstet haben sollten, ist kaum oder doch nur in geringem Maßstabe anzunehmen. Dagegen hallten in ganz Europa die Klagen wider über die Verwüstungen und Grausamkeiten der christlichen Heere, die einen „Kreuzzug“ gegen den Halbmond unternommen hatten. Sie haben die Traditionen der alten Kreuzzüge wohl gewahrt. In wie vielen Städten mögen alle „Heiden“, Männer, Frauen und Kinder, abgeschlachtet worden sein wie einst bei der Erstürmung von Jerusalem im ersten Kreuzzuge! Und dafür soll nun die Türkei eine Kriegsentschädigung an die Bulgaren bezahlen. Das sieht doch ganz so aus, als ob es am grünen Tisch zu Petersburg ausgeheckt worden wäre.

Ein Berliner Blatt macht sich über dieses Auftreten der Bulgaren lustig und spricht vom Beginn des Katzenjammers. Ach, der Katzenjammer ist schon längst da und die edlen Herrscher von Griechenland, Serbien und Montenegro möchten auch ihre leeren Staatskassen füllen. Aber diese Sache bedeutet mehr als Katzenjammer. Die Türkei soll, wenn sie überhaupt Frieden schließt, so geschwächt werden, daß sie womöglich zum Staatsbankerott getrieben wird. Damit kommt die russische Politik wieder ihrem Ziele näher.

Die Leute, welche die Friedensmanifeste des Zaren seinerzeit ernst genommen haben und heute noch an die Friedfertigkeit der russischen Politik glauben, mögen uns für Schwarzseher halten. Sei's darum! Das nächste Ziel der russischen Eroberungspolitik ist und bleibt Konstantinopel. Was Rußland auf dem Balkan bis jetzt getan hat, sind nur Vorbereitungen für die letzten Schritte, die zu diesem Ziel führen sollen. Wenn es jetzt zu einem Frieden kommt, kann er nur ein trügerischer oder vorübergehender sein. Es sind durch diese ungeheure Balkankrise so viele Fragen aufgeworfen und so viele Erschütterungen bewirkt worden, daß ein plötzlicher Stillstand aller der in Bewegung geratenen Faktoren kaum denkbar ist.

Das sind keine guten Aussichten. Aber es hat keinen Zweck, die Augen zu verschließen. Tröstlich ist nur, daß die Balkankrise für alle Kulturvölker einen gewaltigen Impuls bildet, ihre Angelegenheiten selber in die Hand zu nehmen.

Die Balkanfrage.

Eine Pause in den Kämpfen.

Der Winter mit seinen Unbilden, die für die armen Soldaten auf beiden Seiten eine furchtbare Vermehrung der Qualen mit sich bringt, hat zeitweilig eine Pause in den Kämpfen eintreten lassen. Ein Konstantinopeler amtliches Kriegsbulletin besagt: Infolge des herrschenden Schneesturmes hat sich vor Tschataldscha, Adrianopel und Bulair nichts neues ereignet.

Nach einer Meldung der „Agence Bugare“ ist General Sawoff der Bitte der griechischen Bischöfe von Tschataldscha und Tschorlu nachgekommen, den aus den Dörfern bei Tschataldscha geflohenen 700 hungerleidenden Christen Nahrungsmittel zuzuweisen, und hat den bulgarischen Militärbehörden sofort entsprechende Anweisungen gegeben.

Am 25. Februar wird aus Konstantinopel gemeldet: Es heißt, daß ein türkisches Landungskorps Scharkoej besetzt habe, doch steht auch für diese Meldung die amtliche Bestätigung aus.

Die bulgarisch-rumänische Streitfrage.

Nach einem Telegramm der „Frankf. Ztg.“ aus Sofia scheint die Annahme der Vermittlung der Mächte nicht vorbehaltlos zu sein. Am Ende der darauf bezüglichen Note erklärt Rumänien nach der Behauptung Danews in der „Bulgaria“, daß es sich seine Handlungsfreiheit für den Fall bewahre, daß die Entscheidung der Mächte für die rumänische Regierung unannehmbar wäre. Anderseits wird mitgeteilt, daß Ministerpräsident Majorescu den Vertretern der Mächte die Demission des Kabinetts in Aussicht stellte, falls die Entscheidung der Mächte nicht einstimmig oder für Rumänien nachteilig wäre. An maßgebender Stelle werde mit größter Entschiedenheit die Sofioter Meldung der Wiener „Politischen Korrespondenz“, wonach Bulgarien im äußersten Falle bereit wäre, Silistria, das es Rumänien versagte, den Mächten abzutreten als Erfindung bezeichnet.

Die Friedensvermittlung.

Wie das Reutersche Bureau erfährt, haben die Mächte auf dem letzten Schritt der Türkei, wodurch sie um ihre guten Dienste ersucht wurden, darauf hingewiesen, daß ihre an die Pforte gerichtete Kollektivnote (worin der Türkei die Abtretung Adrianopels angeraten war) noch nicht angenommen worden sei.

Nach einem Londoner Telegramm der „Voss. Ztg.“ stellt Bulgarien für die Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen folgende Forderungen:

1. Die neue Grenze muß näher bei Konstantinopel liegen als die zuvor in Erwägung gezogene.
2. Die Türkei muß eine Kriegsentschädigung zahlen.
3. Die Türkei muß sich einverstanden erklären, am fünfzehnten Tage nach der Eröffnung der Friedensverhandlungen mit der Abrüstung zu beginnen.

Wenn tatsächlich Bulgarien seine Forderungen noch erhöht, so dürften die Aussichten für einen baldigen Friedensschluß recht gering sein.

Türken und Griechen.

In türkischen Kreisen hegt man die Meinung, daß die Griechen als die Betrogenen aus dem Balkankriege hervorgehen werden. Ein Telegramm aus Konstantinopel berichtet darüber: Bei dem Besuche, den der Justizminister dem ökumenischen Patriarchen abstattete, kam der Minister auf die politischen Tagesfragen zu sprechen und sagte unter anderm, wie die Blätter melden, der Balkanbund sei für Griechenland nicht vorteilhaft. Der Bund werde für den Hellenismus verhängnisvoll sein. Der begangene Fehler werde in späterer Zeit zutage treten, wenn ein großer Teil der hellenischen Nation den nationalen Charakter, den er sich unter der Herrschaft der Türkei erhalten habe, verlieren werde. Die Strömung, die die Griechen und Muselmanen bedrohe, werde die Bewohner der besetzten Gebiete verschlingen. Als der Patriarch erstaunt fragte, warum die Türkei nicht rechtzeitig Schritte getan habe, um die Beteiligung Griechenlands am Balkanbunde vorzubeugen, erklärte der Minister: Was geschehen ist, ist geschehen. Trachten wir Türken wie Griechen wenigstens danach, künftig in Freundschaft zu leben. Die Vergangenheit wird uns nach dem Frieden für das künftige Zusammenarbeiten zur Lehre dienen.

Politische Uebersicht.

Sozialdemokratie und Militarismus.

Für die Treiber bei den militärischen Rüstungen ist die Gegenwart der 110 Sozialdemokraten im Reichstag ein schwerer Stein des Anstoßes. Der Reichstag hat wohl trotzdem eine Mehrheit, die alle neuen Heeresforderungen unbesehen anzunehmen bereit ist, aber in der Kostendeckungsfrage gehen die Meinungen dieser Mehrheit auseinander und die alten Gegensätze, die sich 1909 bei der Erbschaftssteuervorlage auftaten, sind noch nicht überwunden. Am liebsten wäre es zweifellos den reaktionären Parteien, Zentrum und Nationalliberale eingeschlossen, wenn man die neue Militärvorlage benutzen könnte, es zu einer Reichstagsauflösung zu treiben, um dann durch die Entfesselung der „nationalen“ Leidenschaften zu versuchen, den Einfluß der Sozialdemokratie im Reichsparlament erheblich zurückzudrängen, wie es 1907 bei den Bülowblockwahlen gelungen ist, trotzdem damals die Wählerzahl der Sozialdemokratie nicht abnahm, sondern noch um eine Viertelmillion anwuchs.

So eine neue „nationale“ Hetze will natürlich vorbereitet sein. Und so wird jetzt schon für alle Fälle der Anfang damit gemacht. Der Anstoß dazu kommt aus dem Süden, wird aber selbstverständlich sofort weitergegeben. Der offiziöse Telegraph verbreitet mit Behagen einen gegen die Sozialdemokratie gerichteten Artikel, den die „Bayer. Staatsztg.“, das offizielle Organ des Ministeriums v. Hertling, verbrochen hat. Darin werden zunächst die bürgerlichen Parteien gelobt wegen ihrer Entschlossenheit, „dem Reiche das zu geben, was die ehrenvolle Behauptung seiner internationalen Stellung erheischt“. Dann aber geht es über die Sozialdemokratie her, die in die Berechnungen für die Erhaltung der Wehrpflicht als „negative Größe“ einzusetzen sei. Das bayerische Ministerorgan schreibt dann weiter:

„Es ist ja jedermann sich klar darüber, daß kein wie immer gearteter Appell imstande sein wird, den Sinn dieser Partei zu ändern. Was aber nottut, ist, bürgerliche Kreise darauf hinzuweisen. In dieser Richtung ist es das Verhalten der Partei oder, besser gesagt, das ihrer geistigen Führerschaft, das belehrend wirkt. Denn niemand könnte den bürgerlichen Kreisen Deutschlands in ähnlicher drastischer Weise das wahre Wesen dieser Partei darlegen, als sie selber es jedesmal tut, wenn sie, den Hohn kaum verbergend, dem Schutz der Lebensinteressen des Reiches ihre Mitwirkung versagt. Aus dieser Haltung, die erfreulicherweise meist nur zu Demonstrationen, selten zu Schädigungen der Interessen Deutschlands führt, spricht eine Gesinnung, die bei einigem Nachdenken selbst auf jene Kreise verstimmend wirken muß, die sich gewöhnt haben, die Tragweite der sozialdemokratischen Bestrebungen zu unterschätzen. Aber auch innerhalb der großen Masse der Mitläufer der Sozialdemokratie, die periodisch, zur Zeit der Wahlen, die Stärke, sonst die Schwäche der Partei darstellen, muß ein derartiges Verhalten zu den Fragen unserer Wehrhaftigkeit Bedenken erregen. Denn auch der einsichtige deutsche Arbeiter kann sich, auch wenn er noch so sehr unter dem Bann der zweifellos sehr geschickten Pressemache der Sozialdemokratie steht, der Erkenntnis nicht verschließen, daß ein auch glücklicher Krieg durch die unübersehbaren wirtschaftlichen Folgen, die er nach sich zieht, mit rauher Hand störend, vor allem in seine, des Arbeiters, Existenz eingreift. Er muß sich weiter sagen, daß jede Unterlassung, die Deutschland auf militärischem Gebiete begeht, einen Krieg nur wahrscheinlicher und in seinen Folgen je nach seinem Ausgange für Handel und Industrie nur verderbenbringender gestalten kann. Selbst wenn dieser Mitläufer der Sozialdemokratie das Reich, wenn er den in den Bundesstaaten Deutschlands verkörperten monarchischen Gedanken bekämpft, so muß er einsehen, daß den effektiven Schaden eines Krieges die Masse des Volkes und in ihr wieder an erster Stelle der Arbeiter trägt, der, selbst ohne Besitz, auf die Möglichkeit angewiesen ist, in fremdem Betriebe seine Arbeitskraft nutzbar zu machen. Und wenn er nach Frankreich hinübersieht, so kann ihn selbst das lauteste antimonarchische Toben der sozialdemokratischen Presse nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß auch die republikanische Staatsform die verantwortlichen Männer eines Landes weder von der Notwendigkeit noch von der Pflicht enthebt, sorgsam und stetig auf den Ausbau der Wehrkraft ihres Volkes bedacht zu sein. Gewinnen derart klare und einfache Gedankengänge in den Kreisen der verblendeten Mitläufer und Anhänger der Sozialdemokratie an Raum, so kann das vaterlandsfeindliche Treiben dieser Partei immerhin noch nützliche Aufklärungsarbeit leisten.“

Auf die „Mitläufer“ hat es also die „Aufklärungsarbeit“ der Rüstungstreiber abgesehen; die Sozialdemokratie wird als „vaterlandsfeindlich“ verschrien, um die „Mitläufer“ zu schrecken. Das geschieht ja heute nicht zum ersten Male, hat aber nur vorübergehend einen Mißerfolg der Sozialdemokratie zur Folge gehabt, die rapide Weiterentwicklung der Sozialdemokratie nicht aufhalten können. Und je öfter diese Verhetzungsmethode zur Anwendung kommt, desto weniger Aussicht auf Erfolg hat sie, denn die wirkliche Aufklärungsarbeit der Sozialdemokratie dringt in immer weitere Kreise. Heute wissen auch die „Mitläufer“, die übrigens meist schon in einer Wahlperiode zu festen Anhängern der Sozialdemokratie werden, vom Wesen der Sozial-

Der Baldamus und seine Streiche.

Von Oskar Wöhrle.

[7]

Lange hielten wir es in der Stadt nicht aus. Wir marschierten weiter und waren froh, als etwas Sonne kam. Schon etliche Tage hatte es mich auf meinem Rücken so seltsam gejuckt. Wenn ich den Rostocker fragte, was das sei, lachte er nur: „Bienen, mein Junge, Bienen!“ Als wir in eine einsame Gegend kamen, fragte auch er sich und sagte: „Ja, will mir mal den Bienenstock ansehen!“ Wir setzten uns hin, entkleideten uns und suchten unsere Stauden ab. Mir wurde ganz erbrecherisch zu Mute, solche Viecher hatte ich meinen Lebtag noch nicht gesehen. Insgesamt fanden wir 413 Stück, denn wir zählten sie. Diesen gruben wir ein schönes Grab, lochten sie hinein und setzten zwei Stecken darauf, daran ein Blatt Papier mit der Inschrift:

Hier beschlossen 413
ausgemästete Bienen
ihren Lebenslauf durch
Menschenhand.

Die Hemden legten wir vier bis fünf Stunden in das Meerwasser und wälzten einen Stein darauf, damit sie nicht fortgeschwemmt werden konnten. Derweilen badeten wir und ließen uns von der Schon etliche Tage hatte es mir auf meinem Rücken so seltsam zurückgebliebenen Läuse würden ersaufen und wir Ruhe haben. Aber weit gefehlt! Nachdem wir die Hemden getrocknet hatten und wieder hineingeschlüpft waren, biß die zurückgebliebene Brut noch niederträchtiger. Der lange Aufenthalt im Seebad muß ihnen Appetit gemacht haben.

Abends fing es wieder zu regnen an. Als wir im Wald eine Hütte fanden, die geschlossen war, standen wir hinten unter und machten aus Kistenbrettern, die herumlagen, ein schönes Feuer. Das flackerte dermaßen, daß auch die Hütte anging. Da wir nicht löschen konnten, blieb uns nichts anderes übrig, als möglichst rasch zu verschwinden, denn wie Prügel schmeckten, wußten wir bereits. Unsere Flucht war so eilig, daß wir in den mit Schlamm und Wasser gefüllten Straßengraben einsanken und über und über verdreckt wurden. Natürlich gab jeder dem andern die Schuld daran. Es hätte nicht viel gefehlt, wären wir aneinander geraten.

Als wir nach Nizza kamen, sahen wir beide wie richtige Landstreicher aus. Doch keine halbe Stunde später kam der Rostocker mit einem frischen Anzug und ganzen Schuhen daher und sagte, er wolle schauen, wo er noch einen Hut bekäme, der dazu paßte. Sein Beispiel machte mir Mut, und ein Hotelportier, den ich um Kleidung ansprach, schenkte mir ebenfalls eine Montur, und zwar war die besser, als dem Rostocker seine, was den nicht wenig ärgerte. In Nizza gab es eine Stiftung, die jeden Morgen Brot und Suppe austeilte. Wir gingen nur einmal hin, denn da es sehr viele Hotels hatte, waren wir mit dem Essen nie in Verlegenheit. Abfälle gab es überall, sogar Leute, die einem noch Geld dazu schenkten. Eine Woche später verließen wir die prächtige Stadt und wanderten über Monte Carlo, wo jeder auf der Bürgermeisterei einen Franken bekam, Mentone zu. Unterwegs sahen wir viele Blumenzüchtereien. Ganze Felder standen voller Nelken, Veilchen und Rosen. Das bildete zu den schneebedeckten Bergen im Hintergrund einen merkwürdigen Gegensatz. Während wir darüber redeten, kam ein junger Mann daher und hörte uns eine Weile zu. Dann fragte er, ob wir Lust hätten, bei ihm zu Mittag zu essen. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Wir erfuhren von ihm, daß er sich früher lange in den holländischen Kolonien aufgehalten habe und jetzt Buchhalter in einer Blumenzüchterei sei, wo es ihm aber nicht gefalle. Er hatte bald heraus, daß der Rostocker auch Englisch und Dänisch konnte, und fragte ihn, ob er nicht bereit wäre, seine Stelle zu versehen. Die Arbeit bestände nur darin, die fremdsprachliche Korrespondenz zu führen. Als der Rostocker das hörte, blühte er übers ganze Gesicht und konnte kaum erwarten, in die Plantage geführt zu werden. Ich ging mit und dachte, er werde schon wieder herauskommen und mir Bescheid sagen. Ich wartete fünf geschlagene Stunden, kein Bein ließ sich sehen. Nun wurde mir die Sache zu dumm, ich dachte, ein Baldamus kann auch ohne einen Rostocker fertig werden, und ging fort.

3.

In Mentone lernte ich einen Arzt kennen, der mir Arbeit verschaffen wollte. Ich hatte aber die richtige Möge nicht und überschritt die Grenze. Die italienischen Zollwächter wollten mich nicht durchlassen, ich hatte zu wenig Geld bei mir. So blieb mir nichts anderes übrig, als die Dunkelheit abzupassen und einen großen Umweg ums Zollhaus zu machen, was auch unbemerkt gelang. In Ventimiglia traf ich einen, der nach Genua zu wollte. Diesem schloß ich mich an. Wir tippelten acht Tage lang und belagen in dieser Zeit kein Bett, sondern mußten ständig Platte reißen. Auch mit dem Essen war's mau, hätten wir uns nicht an verschiedene Klöster halten können, wäre es uns schlecht ergangen. Als wir einmal in ein Weinfeld einbrachen und Trauben abpflückten, krachte in der Nähe ein Schuß. Wir rissen schleunigst aus, blieben aber an dem Draht der Umzäunung hängen und verschlugen uns die Schienbeine. In Savona besuchten wir den Vizekonsul. Der war aber kein Deutscher, sondern ein Einheimischer und gab trotz unserm Zetern nichts her. Wir suchten in Genua das Konsulat auf. Hier bekamen wir einen Bon zum Essen und Schlafen. Den Tag darauf gingen wir wieder hin und erhielten wieder nur einen Bon, als wir aber den dritten holen wollten, wurden wir grob hinausgewiesen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als im Asilo Notturno zu schlafen. Hier war es säuberlich, auch Essen wurde verabreicht. Der einzige Haken war das frühe Aufstehen.

Wir trieben uns viel am Hafen herum und fanden hie und da kleine Arbeiten. Waren deutsche Schiffe da, so kochten wir ab, d. h. wir suchten die Küche und fragten dort um Essen. Brauchten wir Geld, so stahlen wir auf den Lagerplätzen altes Eisen und schleppten es zum Althändler. Freilich gab's nur wenige Centesimi dafür. Auch den berühmten Friedhof besuchten wir. Er wird Camposanto genannt. Wir hatten keinen rechten Genuß von den Kunstwerken, es war zu viel zu sehen.

In der Hafengegend stand eine Garküche neben der anderen. In manchen wurden Kutteln abgesotten und Brühe zu 5 Centesimi die Tasse verkauft. In anderen wieder gab es billige Fische. Ueberall aber war's unsauber. Dauernde Arbeit ließ sich keine finden. Mein Kollege wanderte nach Mailand, ich schloß mich einem Oesterreicher an, der über Florenz nach Rom wollte. Zunächst ging's nach Pisa. Wir wählten den Meerweg, obwohl dieser bedeutend länger ist. Doch hatten wir den Vorteil, überall Fischerhütten zu treffen, in denen wir nachts schlafen konnten. Jedoch in Rapallo, einem größeren Badeort an der Küste, in dem sich auch viele Deutsche aufhalten, konnten wir trotz allem Suchen kein Unterkommen finden. Was sollten wir anfangen? Wir legten uns in einen offenen Hausgang nieder und schliefen ein. Später kamen Leute und als sie uns schlafen sahen, holten sie die Polizei. Die kam und warf uns hinaus. Wir schlichen in den Hafen und stiegen in eines der kleinen Fischerboote, die auf den Strand gezogen waren. Zuvor aber nahmen wir von den anderen Booten die Segeltuchdecken weg und fütterten unseres damit aus. Auf rippigem Holz zu schlafen, schien uns kein Vergnügen. In der Frühe goß es; wir merkten's erst, als das Wasser von der Decke abtroff, in's Boot hineinlief, und uns durchnäßte. Am Ufer standen Schiffer, die ihre Booie noch weiter hinaufzogen und in einem fort fluchten, weil sie glaubten, die Schutzdecken seien gestohlen worden. Als sie nun unser Boot hinaufgezogen und uns darin sahen, verschlugen sie uns. Da es zu viele waren, konnten wir uns nicht wehren.

Wir schleppten die geschundenen Rücken weiter und trafen noch einen Oesterreicher, einen äußerst gelungenen Kerl. Am rechten Arm hatte er fast keine Muskeln; es war ihm möglich, den Handteller seiner Hand hinten auf die Achsel zu legen. Zog er den Rock darüber, so sah es aus, als ob er einarmig sei. Diesen Trick benutzte er beim Fechten. Wir hatten in der Folgezeit sehr schöne Tage, er bettelte auch für uns zwei. Nur in Livorno, wo wir uns länger aufhielten, ging's schief. Hier suchte er den Konsul auf, der ihm seiner Einarmigkeit wegen eine größere Unterstützung auszahlte. Doch schon Tags nachher traf ihn dieser, wie er mit uns ganz gemütlich beidearmig durch die Stadt marschierte. Sofort stellte er ihn zur Rede. Der Oesterreicher war keck und frech und sagte einfach, er sei nicht der. Bis der Konsul einen Schutzmann herangewinkt hatte, waren wir verschwunden. Wir schlugen uns Pisa zu. Unterwegs kamen wir durch große Tannenwälder. Wir fragten einen Arbeiter, der Tannenzapfen auflas, wie weit es nach der Stadt sei. Er sagte: wenn ihr gut geht, zwei Stunden. Wir gingen zwei Stunden, wir gingen drei Stunden, ja wir gingen sogar vier Stunden und sahen noch immer keine Häuser. Schließlich trafen wir einen Wegweiser und konnten lesen, daß wir noch zehn Meilen zu gehen hatten. Obwohl wir den schiefen Turm schon von weitem erblickten, wurde es doch Nacht, bis wir zu den ersten Häusern kamen. Wir kehrten in einer Wirtschaft ein, die beiden Oesterreichern als Kundenpenne bekannt war. Hier sah ich viel Neues. Der merkwürdigste Kunde, den ich hier traf, war der Zinkenfritz. Dieser hieß so, weil er den Kunden falsche Zeugnisse und Ausweispapiere anfertigte. Dies tat er auf eigenartige Weise. Mit einer Nähnadel stach er die Stempel, die er brauchte, in Schieferplatten ein. Er verstand das Geschäft. Seine Stempel konnte man von echten kaum unterscheiden. Manchmal machte er sich's leichter und zog die echten Stempel mit einer Eihaut ab und übertrug sie auf die Fleppe. Dabei verdiente er ein schönes Geld. Gar mancher, der schwarz fuhr, ließ sich bei ihm neue Zinken machen. Er erzählte mir auch, wie er zu seinem Stelzbein gekommen sei. In Genua hatte er bei einem nächtlichen Streifzug ein Zusammentreffen mit der Hafenpolizei. Als er trotz mehrfachen Anrufs nicht stehen blieb, schoß ein Polizist und traf ihn. Die Wunde war so schlimm, daß ihm das Bein abgenommen werden mußte. Als er aus dem Spital entlassen wurde, kauften ihm die Aerzte ein Gummibein, das über dreihundert Lire kostete. Kaum war er draußen, ging er zu einem Orthopäden und versetzte es um fünfundzwanzig Lire, und ließ sich ein Holzbein dazu geben. Der Zinkenfritz war ein geriebener Kerl, konnte mehrere Sprachen und war früher in leitenden Stellungen gewesen. Nur der Suff hatte ihn so weit heruntergebracht. Wie alle Kunden, erzählte auch er sehr gern von seiner Vergangenheit. Dabei stellte er alles ins grellste Licht und rühmte, wie gut er es schon hätte haben können, wenn er nur gewollt hätte. Auch von seiner vornehmen Verwandtschaft gab er manches Stücklein zum besten. Wir mußten über seine Geschichten viel lachen, doch nahm sie niemand für wahr.

Der Weg nach Florenz führte über Empoli und Pontedera. In Empoli war Jahrmarkt, als wir hinkamen; ich benutzte die Gelegenheit und sprach in verschiedenen Kaufläden vor. Gegen Nacht kam ich auch in eine Tuchhandlung. Ein alter Jude saß hinterm Tisch und zählte einen Haufen Geld. In diese Arbeit war er so vertieft, daß er mich nicht kommen hörte. Erst als ich mehreremale laut hustete, sah er auf und erschrak. Ich brachte meinen Spruch vor, er gab mir aber keinen Centesimo, im Gegenteil, er schob sein Geld so rasch als möglich in die Schublade, schloß sie ab und gab mir einen Tritt. Als ich den zurückgab, rief er nach der Polizei.

Mehr Glück hatte ich im sozialistischen Zirkel. Der verschaffte uns Dreien Schlafgelegenheit. Bis Florenz gingen wir noch zusammen, dort trennten wir uns. Tagsüber lief ich in der Stadt umher und beschaute die Denkmäler. Es gab hier viele, die Eindruck auf mich machten. Auch die Kirchen waren meist sehr prächtig ausgestattet. Eines Abends sah ich ein Begräbnis, an dem etwa zweihundert Priester teilnahmen. Die meisten trugen Fackeln in den Händen und hatten Kapuzen über den Köpfen, so daß man nur die Augen herausleuchten sah. Das machte einen grausigen Eindruck, von weitem sah es aus wie eine Prozession von Totenschädeln

(Fortsetzung folgt.)